

Carl Friedrich Gethmann

Dieter Langewiesche

Jürgen Mittelstraß

Dieter Simon

Günter Stock

Manifest Geisteswissenschaft

Präambel

Die Geisteswissenschaften sind ein fester Bestandteil unserer Wissenschafts- und Alltagskultur. In ihnen begreift sich die moderne Welt in Wissenschaftsform. Dieses Begreifen ist unter Erklärungs- und Orientierungsgesichtspunkten unabdingbar für eine Welt, die selbst ein wissenschaftliches (und technisches) Wesen hat. Um dieser Aufgabe zu entsprechen, müssen die Geisteswissenschaften ihre derzeitigen eigenen Orientierungs- und Organisationsprobleme überwinden, mit denen sie sich häufig selbst als Teil jener Probleme moderner Kulturen erweisen, zu deren Bewältigung sie eigentlich da sind.

In dieser Situation sind zwei Dinge geboten: Erstens eine nüchterne Analyse des derzeitigen Zustandes und der Entwicklungsmöglichkeiten der Geisteswissenschaften. Dazu sind einerseits einige wissenschaftstheoretische Reflexionen erforderlich, die sich mit der Genese und mit dem Status der Geisteswissenschaften im Wissenschaftssystem befassen, andererseits ein kritischer Blick auf das Selbstverständnis und die Selbstdarstellung der Geisteswissenschaften. An beidem haben Überlegungen anzusetzen, die nicht nur der Überwindung einer (wirklichen oder nur aufgeschwatzten) Krise der Geisteswissenschaften, sondern auch deren wieder selbstbewußter Darstellung dienen. Zweitens bedarf es konkreter Vorschläge zur Reorganisation der Geisteswissenschaften sowohl in ihrer universitären als auch in ihrer außeruniversitären Gestalt. Beides ist – in Form von 10 Thesen und deren Begründung – Gegenstand und Zweck des Manifests.

1. Elemente einer besten aller möglichen (geistes-)wissenschaftlichen Welten

Thesen

- 1.1 Die Geisteswissenschaften bleiben auch in Zukunft im wesentlichen *Universitätswissenschaften*. Universitäten stellen den Kern unseres Wissenschaftssystems dar. Sie bilden den wissenschaftlichen Nachwuchs aus und sind, nicht zuletzt aufgrund ihrer Fächer- und Disziplinenvielfalt, in besonderer Weise befähigt und aufgerufen, neues Wissen hervorzubringen und durch Lehre zu vermitteln. Die Geisteswissenschaften, die als Universitätswissenschaften Teil des Wissenschaftssystems sind, benötigen in ihrer Arbeit ein breites wissenschaftliches Umfeld, das auch die Naturwissenschaften und die Sozialwissenschaften einschließt. Denn ihre Aufgabe sollte es sein, die *kulturelle Form der Welt*, zu der auch die Wissenschaften gehören, in Analyse und Konstruktion begreifbar zu machen und sie auf diese Weise zugleich zu befördern.
- 1.2 Neues Wissen in Wissenschaftsform entsteht nicht nur innerhalb der klassischen Fächer und Disziplinen, sondern mehr und mehr auch an deren Grenzen bzw. in Kooperation mit anderen Fächern und Disziplinen. Die Generierung des neuen Wissens und der Umgang mit diesem Wissen, einschließlich dessen Anwendung, erfordern sowohl disziplinäre als auch transdisziplinäre Kompetenzen, wie sie dem Wesen und der Konzeption nach mit der Universität gegeben sind. Auch die Geisteswissenschaften sind im Kern, weil sie sich unter je verschiedenen Gesichtspunkten auf die kulturelle Form der Welt beziehen, auf *transdisziplinäre Wissensformen* verpflichtet. Dies sollte in Zukunft auch in ihrer institutionellen Organisation zum Ausdruck kommen.
- 1.3 Die Geisteswissenschaften haben, wie andere Wissenschaften auch, im Laufe der Zeit eine zunehmend fachliche und institutionelle *Partikularisierung* erfahren. Für diese Entwicklung gibt es häufig keine überzeugenden wissenschaftstheoretischen Gründe. Daher sollten auch, der modernen

Forschungs- und Wissenschaftsentwicklung folgend, überholte fachliche und disziplinäre Parzellierungen innerhalb der Geisteswissenschaften in neuen Organisationsformen aufgehoben werden. Es muß ein Höchstmaß an systematischer und institutioneller Flexibilität im Fachlichen wie im Disziplinären zurückgewonnen werden.

- 1.4 Die heute in den Geisteswissenschaften noch überwiegende, häufig kleinteilige Institutsstruktur sollte im Regelfall in eine *Department-* oder *Zentrenstruktur*, mit dem Ziel wiederherzustellender größerer disziplinärer Einheiten, überführt werden. Departments oder Zentren neuer Art könnten dabei mit Blick auf die Aufgaben in Forschung und Lehre auch den Rahmen der traditionellen Philosophischen bzw. Geisteswissenschaftlichen Fakultät überschreiten. Grundsätzlich müssen die institutionellen Strukturen auf Funktionen bezogen sein und leichter als die bisherigen Strukturen aufgabenbezogene Unterschiede zulassen (siehe 1.3). Eine uniforme Struktur für alle Universitäten läßt sich nicht rechtfertigen.
- 1.5 Die empfohlenen Strukturen sollten dort, wo dafür besonders günstige Voraussetzungen bestehen, durch die Einrichtung von *Exzellenzzentren auf Zeit (Institutes for Advanced Studies)* ergänzt werden, d.h. durch exzellente Forschungseinheiten, in denen jene fach- und disziplinenübergreifende Arbeit im Forschungskontext intensiv erfolgen würde, aus der auch in den Geisteswissenschaften theoretische und praktische Innovationen entstehen. Derartige Zentren könnten, in enger Verbindung mit den Universitäten, auch an den Akademien der Wissenschaften angesiedelt sein.
- 1.6 Um den Geisteswissenschaften einen Platz in der gesellschaftlichen Mitte zu sichern und sie in die Lage zu versetzen, von dort aus das Gespräch mit der Gesellschaft zu suchen und zu führen, sollte eine durch Bund und Länder finanzierte größere wissenschaftliche Einrichtung nach dem Modell des *Collège de France* geschaffen werden. Diese Einrichtung würde wesentlich zur inneren wie zur *institutionellen Einheit* geisteswissenschaftlicher Forschung (z.B. auf dem Wege der Koordination und der Beratung der Exzellenzzentren) beitragen können. Auch die internationale Sichtbarkeit würde deutlich erhöht.

- 1.7 *Außeruniversitäre geisteswissenschaftliche Institute* im Inland wie im Ausland (meist historische Institute) sollten, soweit sie in wissenschaftlicher wie in wissenschaftspolitischer Hinsicht erfolgreich arbeiten, fortgeführt und gegebenenfalls an der Verantwortung für geisteswissenschaftliche Langzeitprojekte (in der vorgeschlagenen Struktur) beteiligt werden. Die im Zuge der Vereinigung der beiden deutschen Staaten auf dem Hintergrund der Empfehlungen des Wissenschaftsrates entstandenen *Geisteswissenschaftlichen Zentren* sollten, etwa in Form der empfohlenen Exzellenzzentren (wenn dafür die wissenschaftlichen Voraussetzungen gegeben sind), in Universitäten zurückgeführt oder als Akademieinstitute an der Universität institutionell verankert werden.
- 1.8 Neben den Universitäten, jedoch im Arbeitskontext eng mit ihnen verbunden, sollten die *Akademien der Wissenschaften* auch in Zukunft Zentren geisteswissenschaftlicher Arbeit sein. Im Unterschied zu ihrer bisherigen Beschränkung auf im wesentlichen editorische Projekte in einem Langzeitrahmen käme es jedoch darauf an, auch hier die geisteswissenschaftliche Arbeit enger mit aktuellen gesellschaftlichen Problemen, so z.B. mit Fragen der Behebung kultureller Orientierungsdefizite, zu verbinden. Auf diese Weise, und in der systematischen Vermittlung zwischen allen Wissenschaftsbereichen, könnten die Akademien auch wieder zu Stätten *wissenschaftlicher Gesellschaftsberatung* werden.
- 1.9 Zur Durchführung geisteswissenschaftlicher Langzeitprojekte, insbesondere Editionsprojekte, sollten selbstständige *Editionsinstitute* unter professioneller Leitung geschaffen und die an den Akademien bestehenden Projekte in diese Zentren überführt werden (gegebenenfalls auch in ein nach dem Muster der Helmholtz-Zentren eingerichtetes *Wissenschaftszentrum Geisteswissenschaften für Langzeitvorhaben*). Die Betreuungsaufgabe der Akademien, in Form von projektbezogenen Kommissionen, bliebe von dieser Maßnahme unberührt. Projekte, die nach dem Willen einer Akademie – etwa weil diese wesentlich das Arbeitsprofil dieser Akademie bestimmen – in ihrer bisherigen Form als Akademieprojekte weitergeführt werden sollen, könnten

weiterhin an Akademien angesiedelt sein, müßten dann aber in eine reine Länderfinanzierung überführt werden.

- 1.10 Die zunehmende Wirklichkeit eines europäischen Forschungsraumes, der unter anderem durch die Einrichtung eines European Research Council (ERC) eine wesentliche Förderung erfahren wird, läßt auch an ein *europäisches Programm für die Geisteswissenschaften* denken. Das ERC dient seiner Konzeption nach der Förderung der Grundlagenforschung und schließt die Geisteswissenschaften ausdrücklich ein. Unter einer europäischen Perspektive würde ein derartiges Programm, das unterschiedliche, bisher im wesentlichen national geführte und finanzierte Projekte in einem einheitlichen konzeptionellen Rahmen bündelte, neben die bereits im Bereich der Naturwissenschaften bestehenden Wissenschaftszentren wie CERN und EMBL treten. Dies würde der genuin europäischen Idee der Geisteswissenschaften (von der Renaissance bis zum Deutschen Idealismus) auch in institutioneller Hinsicht wieder verstärkt Geltung verschaffen.

2. Wissenschaftstheoretische Grundlagen

Die Geisteswissenschaften haben heute im wesentlichen zwei Probleme: ein *theoretisches* und ein *institutionelles*. Das theoretische Problem bezieht sich auf ein systematisch ungeklärtes Verständnis des eigenen Wissenschaftsbegriffs, damit auch auf die systematische Stelle im Wissenschaftssystem, das institutionelle Problem auf organisatorische Defizite der Geisteswissenschaften.

2.1 Zur Genese der Philosophischen Fakultät

Die universitäre Heimat der Geisteswissenschaften ist die Philosophische Fakultät. Diese stellt sich historisch als die Nachfolgeeinrichtung der alten Artistenfakultät dar – mit den exakten Wissenschaften des so genannten Quadriviums (Arithmetik, Geometrie, Astronomie, rationale Harmonienlehre) und mit den Renaissancedisziplinen der so genannten *studia humanitatis* (Geschichte, Literatur, Sprachen wie das Griechische und das Hebräische). Diese Entwicklung setzt früh ein. Schon in Melanchthons Universitätskonzeption besteht die Artistenfakultät aus Grammatik, Dialektik und Rhetorik, d.h. den Disziplinen des alten Triviums, aus Mathematik, Physik (im sich entwickelnden Sinne einer *philosophia naturalis* bzw. *experimentalis*) und Astronomie, also einem modifizierten Quadrivium, ferner aus Poesie bzw. Poetik, Griechisch und Hebräisch. Aus der Ethik im humanistischen Rahmen der *studia humanitatis* entwickeln sich später die Ökonomie und die Politik und in diesem Sinne die Staatswissenschaften. Hinzu treten noch die Ästhetik als Theorie der schönen Wissenschaften (nach Baumgarten) und die neueren Sprachen (und mit diesen die neueren Literaturen).

Der Aufstieg der Philosophischen Fakultät ist auch der Aufstieg der Geisteswissenschaften und zugleich der Beginn der wachsenden Unübersichtlichkeit und blasser werdender Systematik beider. Was für Kant, im *Streit der Fakultäten* (1798) noch eine auch systematisch begreifbare Ordnung war, löst sich in eine nur noch historisch verstehbare Entwicklung auf, die schließlich zum Auszug der Naturwissenschaften aus der Philosophischen Fakultät und zu der mal als glücklich mal als schmerzlich empfundenen Einsamkeit der Geisteswissenschaften (in wissenschaftstheoretischer Bedeutung) führt.

Institutionell nicht weniger bedeutsam ist ein weiterer Umstand, der mit dieser Entwicklung – von der Artistenfakultät über Kants Konzeption der Universität zur Humboldtschen Universitätsreform – einhergeht. Die mittelalterliche Artistenfakultät war einerseits so etwas wie ein universitäres Gymnasium, das *universitätsfähig* machen sollte, andererseits besaß sie im wissenschaftstheoretischen Sinne eine *propädeutische* Funktion, d.h., sie sollte das wissenschaftliche Fundament für ein Studium in den so genannten oberen Fakultäten (Theologie, Jurisprudenz, Medizin) legen. Mit Kant bzw. mit der von ihm vertretenen Universitätskonzeption wird das anders. Zwar findet sich auch bei Kant der Hinweis, daß die Philosophische Fakultät für 'die praeliminarien' im Studium der oberen Fakultäten zuständig sei, doch tritt dieser Gedanke ganz hinter den einer *Wahrheitsfunktion*, die dieser Fakultät als Vernunftzweck zugeschrieben wird, zurück. Die untere, d.h. die Philosophische, Fakultät soll Einfluß auf die oberen Fakultäten nehmen, nur eben nicht im propädeutischen, sondern im Wahrheitssinne. Es geht Kant in erster Linie um eine *Wissenschaftssystematik*, nicht – wie Fichte, Schleiermacher und Humboldt – um ein *Bildungsprogramm*, auch wenn dieses sich als institutionelle Konsequenz aus Kants Konzeption der Universität ergibt. Schleiermachers Bezeichnung der Philosophischen Fakultät als 'eigentlicher Universität' gibt dieser Konzeption ihre institutionelle Form – nunmehr unter Gesichtspunkten einer Bildungsreform.

Kants Konzeption ist kein Glück beschieden. Im Zuge ihrer Transformation in eine universitäre *Bildungsreform* verändert sich der Charakter der Philosophischen Fakultät. Diese verliert mit wachsender disziplinärer und fachlicher Vielfalt nicht nur ihre Übersichtlichkeit und Systematik, sie wird alsbald auch zur Ausbildungsfakultät für Gymnasiallehrer. Das heißt: sie gleicht sich in einer Ausbildungsperspektive den oberen Fakultäten an und verliert damit ihren im systematischen Sinne Kants herausgehobenen Charakter. Aus der Wahrheitsidee wird nicht nur eine Bildungsidee, sondern auch eine berufliche Ausbildungsidee. Damit ist der Grundstein zur Philosophischen Fakultät und den sie bestimmenden Geisteswissenschaften im derzeitigen Sinne gelegt.

Für die *Philosophie*, die der Philosophischen Fakultät ihren Namen gab, geht diese Entwicklung schlecht aus. Das historische Interesse – nicht in seiner systematischen Form bei Kant, sondern in Form der historischen Wissenschaften und ihrer

'historistischen' Wirkung auf andere Wissenschaftsformen – bemächtigt sich auch des Vernunftinteresses (im Sinne Kants), also auch des Interesses der Philosophie im engeren Sinne, das sich am Ende selbst mehr oder weniger in ein historisches Interesse verwandelt. Es entsteht ein Philosophiebegriff, der der Begriff der Philosophiegeschichte bzw. der Philosophiegeschichtsschreibung ist. Philosophie wird zur Geisteswissenschaft und teilt von nun an die Probleme der Geisteswissenschaften.

2.2 Geisteswissenschaftliche Forschung

Der *Forschungsbegriff* der Geisteswissenschaften ist ein anderer als der Forschungsbegriff der Naturwissenschaften und der Sozialwissenschaften, sofern diese sich den methodischen Idealen der Naturwissenschaften anzugleichen suchen. Diese machen das Selbstverständnis der so genannten empirischen Wissenschaften aus. Geisteswissenschaften sind keine empirischen Wissenschaften. Also muß auch ihr Forschungsbegriff ein anderer sein. Ob er im Begriff der hermeneutischen Wissenschaften schon gefunden ist, bedarf der Klärung, desgleichen der in diesem Zusammenhang auftretende Anspruch der Hermeneutik, die ganze Erkenntnistheorie zu sein.

Bei der Bestimmung des Forschungsbegriffs der Geisteswissenschaften muß unter anderem dem Forschungsbegriff Kants, vor allem aber auch demjenigen Humboldts wieder Aufmerksamkeit geschenkt werden, insofern dieser in enger Beziehung zu einem neuen Bildungsbegriff steht. Es ist ein Begriff, der das *forschende Subjekt*, nach Humboldt auch im praktischen, d.h. im Vernunftsinne, nicht die forschende Einrichtung in den Blick nimmt bzw. mit dieser identifiziert. So verstanden ist denn auch eine Bildungsintention der Wissenschaft nichts Fremdes – Stichwort: *Bildung durch Wissenschaft* –, sondern im Forschungs- und Wissenschaftsbegriff Kants und Humboldts von vornherein angelegt, nur daß der eine (Kant) dabei den systematischen Primat der Philosophie, der andere (Humboldt) die organisatorische Aufgabe, d.h. die Aufgabe der Institutionalisierung einer 'philosophischen' Universität, betont. Der Streit der Fakultäten ist nicht nur ein Streit um den *Wahrheitsbegriff*, sondern auch ein Streit um den *Forschungsbegriff*. Auch das wird

häufig übersehen, wenn es darum geht, die wissenschaftstheoretischen und die institutionellen Dinge zwischen den Fakultäten wieder zurechtzurücken.

Unklarheiten hinsichtlich des geisteswissenschaftlichen Forschungsbegriffs hängen eng mit Unklarheiten hinsichtlich des eigentlichen Gegenstandes der Geisteswissenschaften zusammen. Die von Hegel konstatierte Stellung der Gegenstände des *objektiven* und des *absoluten* Geistes zwischen den Gegenständen der 'denkenden' Substanz (res cogitans) und der 'ausgedehnten' Substanz (res extensa) droht immer wieder in eine der beiden Substanzen abzugleiten. So gibt es seit dem 19. Jahrhundert immer wieder Versuche, das autonome Forschungsverständnis der Geisteswissenschaften entweder *naturalistisch* – man denke nur an die aktuellen Versuche, die Aufgabenstellung der Geisteswissenschaften auf neurowissenschaftlicher Basis zu reformulieren – oder *psychologistisch* aufzulösen. Dabei geht gerade verloren, worauf Hegel mit dem Begriff des objektiven Geistes hinweisen wollte. Insbesondere die Bestimmung, daß die Gegenstände des objektiven Geistes zwar mit den Naturgegenständen das Merkmal der Vorgegebenheit teilen, andererseits aber – wie die Denk-Gegenstände – letztlich Produkte menschlicher Handlungen sind und als solche durch Rekurs auf Handlungszwecke auch erklärt werden müssen, geht durch Reduktionismen naturalistischer und psychologischer Prägung wieder verloren.

Während für Hegel die Gegenstände des objektiven und erst recht die Gegenstände des absoluten Geistes genuine Gegenstände der Philosophie waren, zieht Dilthey die Hegelsche Konzeption des objektiven Geistes heran, um durch sie die Gegenstände (der nun auch zu Recht so heißen) 'Geistes'wissenschaften zu bestimmen. Der Forschungsbegriff der Geisteswissenschaften muß sich also in jenem Gleichgewicht halten, das durch die Gegenstandsbestimmungen Hegels und Diltheys vorgegeben ist. Ist dies nicht der Fall, werden die Geisteswissenschaften entweder durch die Naturwissenschaften vom Menschen oder durch Psychologie und Soziologie abgelöst.

Vieles spricht dafür, daß die Geisteswissenschaften selbst diesen Umstand aus dem Auge verloren haben. So wird der theoretische Anspruch, der sich in Hegels Begriff des objektiven Geistes und dem Auftrag seiner Erforschung in den

Geisteswissenschaften zum Ausdruck bringt und diesem Auftrag die Königsrolle in einer Philosophischen Fakultät zuspielt, nicht mehr wahrgenommen. Die im 19. Jahrhundert einsetzende Konjunktur und der durchschlagende Erfolg zumal der Altertumswissenschaften, die wiederum auf das Selbstverständnis der Universität insgesamt zurückwirken, überspielen alles und lassen Kants Konzeption der Philosophischen Fakultät und eine Theorie des objektiven Geistes, durch die die Gegenstände der Geisteswissenschaften bestimmt werden, bis zur Unkenntlichkeit in den Hintergrund treten.

2.3 Geisteswissenschaftliche Disziplinarität

Auch das *disziplinäre Bewußtsein* der Geisteswissenschaften ist unklar. Die im Zuge der Akademisierung der Geisteswissenschaften im 19. Jahrhundert sich bildende und bis heute im wesentlichen aufrechterhaltene Fächerstruktur hat zu einer Auflösung des (geisteswissenschaftlichen) Disziplinenbegriffs geführt. Dieser ist nicht identisch mit dem Fächerbegriff, sondern folgt der historischen Entwicklung der historischen Wissenschaften, der Sprach- und der Literaturwissenschaften. Der neuerdings unter dem Titel *Kulturwissenschaften* eingeschlagene Weg ist ein Holzweg, wenn – was faktisch weitgehend der Fall ist – den Begriff der Kulturwissenschaften im wesentlichen die so genannten Cultural und Areal Studies darstellen. Da hilft auch der häufig gesuchte Anschluß an die angelsächsischen *Humanities* nicht weiter. Deren Tradition ist durch das Kulturwissenschaftsmodell geprägt; und dieses Modell steht im Gegensatz zum idealistischen Modell der Geisteswissenschaften, das an deren Wiege stand. Solange dieser Gegensatz nicht klar und wissenschaftssystematisch keine Entscheidung über die eigene Entwicklungsperspektive herbeigeführt ist, bleibt es bei Mischformen, die einen wesentlichen Teil der gegenwärtigen systematischen und institutionellen Schwäche der Geisteswissenschaften ausmachen.

3. Zum Selbstverständnis und zur Selbstdarstellung der Geisteswissenschaften

Das Selbstverständnis und die Selbstdarstellung der Geisteswissenschaften sind heute (zumindest in Deutschland) im wesentlichen durch zwei Konzeptionen bestimmt, die den Geisteswissenschaften zwar in Selbstbehauptungsdingen zur Hilfe zu kommen glauben, sie in Wahrheit aber zusätzlich schwächen. Die Rede ist von der Zwei-Kulturen-Konzeption und der so genannten Kompensationstheorie.

3.1 Die zwei Kulturen

In der Selbstwahrnehmung der Wissenschaft, darin das Selbstbewußtsein des naturwissenschaftlichen und des technischen Verstandes und die Zögerlichkeit des geisteswissenschaftlichen Verstandes zum Ausdruck bringend, hat sich das Wissenschaftssystem in *zwei Kulturen* zerlegt. Nach C. P. Snow, dem 'Erfinder' dieser Klassifikation, haben die Naturwissenschaften die Zukunft im Blut – und die moderne Welt in der Hand –, die Geisteswissenschaften nur die Vergangenheit. Die einen sind science, d.h. Messen und Wiegen, die anderen 'Literatur' und 'Geschichte', d.h. Bildung und Erinnerung. Der naturwissenschaftliche Verstand blickt nach vorne, dorthin, wo auch die Zukunft der modernen Welt und der modernen Gesellschaft ist, der geisteswissenschaftliche Verstand blickt zurück, dorthin, wo er und wo der naturwissenschaftliche Verstand einmal waren. Damit scheint die Welt geteilt und sind die Geisteswissenschaften von einem Modernisierungsdruck scheinbar entlastet. Diese Entlastung, wenn sie denn als solche angesehen wird, könnte allerdings für sie das Aus bedeuten, jedenfalls mit wissenschaftlichen Maßen gemessen. Die Geisteswissenschaften gerieten selbst aus der Abteilung Wissenschaft in die Abteilung Kultur und hätten sich hier mit Mitbewerbern einer 'Kulturindustrie' auseinandersetzen.

3.2 Kompensation

Die Geisteswissenschaften haben den Ball, den ihnen die Zwei-Kulturen-Konzeption zugespielt hat, aufgefangen und versuchen seither, mit ihm glücklich zu werden. Nach der so genannten *Kompensationstheorie* (Marquard und Lübbecke) kompensieren

die Geisteswissenschaften Modernisierungsschäden, die die Naturwissenschaften und die Technik, deren Werk die moderne Welt ist, verursachen. Ein ursprüngliches Konzept, das in der Philosophie des Deutschen Idealismus den Dualismus von Natur und Geist entdeckte, um ihn sogleich zugunsten einer Philosophie des Geistes zu überwinden, tritt affirmativ auf die Seite der Zwei-Kulturen-Anhänger und übernimmt damit bereitwillig eine zwergenhafte Rolle, die den Geisteswissenschaften in einer kompensatorischen Kultur allein noch zu verbleiben scheint. Die Welt ist geteilt, und der Geist, der sich nun als geisteswissenschaftlicher bezeichnet, ist mit seinem kleinen Stück, das ihm von der anderen Kulturseite zugewiesen wurde, zufrieden.

3.3 Die kulturelle Form der Welt und die Aufgabe der Geisteswissenschaften

Die moderne Welt hat kein Bewußtsein von sich selbst, und wenn doch, dann ein falsches, z.B. ein ökonomistisches oder ein technizistisches: der ökonomische und der technische Verstand als das Maß aller Dinge. Orientierungsprobleme, unter denen moderne Gesellschaften leiden, sind nicht zuletzt in diesem Umstand begründet. Die Geisteswissenschaften, die hier gelegentlich und meist erfolglos zur Abhilfe beschworen werden, sind zwar keine *Orientierungswissenschaften* – Orientierung ist keine wissenschaftliche Aufgabe, aber eine Aufgabe, an deren Lösung der wissenschaftliche Verstand beteiligt sein sollte –, doch haben es die Geisteswissenschaften mit der *kulturellen Form der Welt* und mit der Anstrengung zu tun, sich dieser Form zu vergewissern. Eine derartige Vergewisserung, das lebendige Wissen einer Kultur von sich selbst, und zwar in Wissenschaftsform, ist zur Stabilisierung und Entwicklung moderner Gesellschaften ebenso wichtig wie ein wissenschaftsgestütztes ökonomisches und technisches Können.

Im einzelnen geht es um die *sprachliche* Form der Welt (Sprachwissenschaften), um die *ästhetische* Form der Welt (Literaturwissenschaften), um die *historische* Form der Welt (Geschichtswissenschaften), um die *rationale* Form der Welt (Geisteswissenschaften auf dem Wege zur Philosophie) und um andere Formen, in denen sich die Welt als das Werk des Menschen zu erkennen gibt.

Um ein derartiges Profil zu realisieren, müssen die Geisteswissenschaften eine *transdisziplinäre Orientierung* wiedergewinnen, verstanden als die Aufhebung fachlicher und disziplinärer Parzellierungen, wo diese ihre historische und

systematische Erinnerung an eine ursprüngliche Einheit der geisteswissenschaftlichen Arbeit verloren haben. Transdisziplinarität als Forschungs- und Kompetenzform gehört im Grunde zum Wesen der Geisteswissenschaften. Diese können sogar, ihrer ursprünglichen (idealistischen) Idee nach, als das eigentliche wissenschaftssystematische Paradigma einer transdisziplinären Ordnung gelten.

Wissenschaftssystematisch bedeutet ein Wiedereintritt in das ursprüngliche Paradigma: (1) Auflösung der falschen fachlichen Partikularitäten in den Bereichen Literatur, Sprache und Geschichte. (2) Überwindung des Zwei-Kulturen-Mythos durch die Bildung von Forschungsschwerpunkten an den Schnittflächen beider Kulturen. (3) Ersetzung des historistischen Paradigmas durch ein philosophisches Paradigma bei gleichzeitiger Wiederbesinnung der Philosophie auf ihr systematisches Wesen.

4. Vom Sinn außeruniversitärer geisteswissenschaftlichen Forschung

Wer davon ausgeht, daß die Universität das Zentrum der Wissenschaft, ihre ursprüngliche und eigentliche Heimat ist, muß die Existenz außeruniversitärer Forschung, will er sie rechtfertigen, gesondert und überzeugend begründen.

Für die Naturwissenschaften geschieht dies in der Regel durch den Hinweis auf die Notwendigkeit, bestimmte Forschung und bestimmte Forscher von den Aufgaben der Lehre und Verwaltung freizustellen, ungewöhnlichen apparativen Aufwand zu betreiben und große Mittelkonzentrierungen zu gewährleisten, die von einer Universität nicht geschultert werden können, wenn das klassische Gefüge einigermaßen intakt bleiben soll.

Für die Geisteswissenschaften werden meistens vergleichbare Argumente ins Feld geführt, was schon deshalb nicht verwundert, weil die geisteswissenschaftliche Forschung von der Projektförmigkeit ihrer Organisation bis zur „Abrechnung“ „relevanter“ Ergebnisse sich so vollständig nach dem Erfolgsmodell der Naturwissenschaften stilisiert hat (oder stilisieren ließ), daß ihr die eigenen Rechtfertigungen ausgegangen sind. Schwierigkeiten ergaben und ergeben sich hier vor allem aus dem Umstand, daß diese geisteswissenschaftliche Forschung ihr Essentiale, nämlich ihre fundamentale Bezogenheit auf die Lehre, die ihr erst die Existenzberechtigung garantiert, beiseite schieben muß.

Außeruniversitäre geisteswissenschaftliche Forschung trifft man aus historischen Gründen in der Bundesrepublik an vielerlei Orten und in den verschiedensten organisatorischen Zusammenhängen.

So verfügt etwa die Max-Planck-Gesellschaft über eine geisteswissenschaftliche Sektion, die diesen Namen trotz massiver Anstrengungen bisher nur offiziell, aber nicht wirklich losgeworden ist. In dieser Sektion befinden sich heute vorwiegend handlungswissenschaftlich (vor allem juristisch und soziologisch) ausgerichtete Institute, aber auch traditionell geisteswissenschaftlich (etwa historisch/kunsthistorisch) orientierte Einrichtungen.

Das Harnack-Prinzip („dem besten Kopf die besten Möglichkeiten“) war schon bei der Gründung dieser Institute in der Regel zugunsten des Gesichtspunkts, große, die universitären Gegebenheiten und Möglichkeiten übersteigende Aufgaben erledigen zu wollen, aufgegeben worden. Von einigen Ausnahmen abgesehen, kann dieser letztere Gesichtspunkt bis heute Gültigkeit beanspruchen. Eine Einrichtung wie z.B. das patentrechtliche Institut in München könnte an keiner juristischen Fakultät einen sinnvollen Platz finden. Nachdem die bis in die 80er Jahre hartnäckig verfolgte Politik, die Distanz zwischen Universitäten und Max-Planck-Gesellschaft möglichst deutlich zu markieren und auszubauen, inzwischen von der MPG auf breiter Front aufgegeben wurde, dürfte einer der Haupteinwände gegen diese Forschung - die mangelnde Lehrbezogenheit - allmählich grundlos werden.

Deutlich anders ist die Lage bei den geisteswissenschaftlichen Einrichtungen, die sich in der Wissenschaftsgemeinschaft G.W. Leibniz (GWL, früher: blaue Liste) befinden. Hier stand bei der Aufnahme in die „Liste“ zwar immer der Gedanke Pate, daß es sich bei dem Arbeitsgebiet des jeweiligen Instituts um gesamtstaatlich relevante Aufgaben handele, deren Erledigung die Kräfte eines einzelnen

Bundeslandes übersteige, weshalb der Bund für die Gemeinschaft mitfinanzieren und damit mitentscheiden müsse.

Diese Vorstellung war jedoch bei der Gründung der Institute kaum jemals leitend. In der Regel handelte es sich um Landeseinrichtungen, die mit speziellem Auftrag deshalb außeruniversitär gegründet wurden, weil die Beziehung zur Lehre weder ersichtlich noch beabsichtigt war. Museen, Labore mit speziellem Forschungsauftrag oder hilfswissenschaftlicher Orientierung (z.B. wissenschaftlicher Film) waren, wenn sie nach ihrer Gründung erfolgreich expandierten und ihren Gründern allmählich über die Köpfe wuchsen, typische und häufig auch erfolgreiche Kandidaten für die Blaue Liste.

Eine schlagartige und nachhaltige Erweiterung hat die Liste durch die Wende erfahren. Eine dem damaligen Bestand etwa gleichgroße Menge von Instituten wurde vom Wissenschaftsrat aus dem Nachlaß der Akademie der Wissenschaften der DDR der Blauen Liste zugeschlagen. In der Regel deshalb, weil andere institutionelle Möglichkeiten nicht in Sicht waren.

Die aus der Liste hervorgegangene WGL hat erhebliche und im Ganzen unleugbare Fortschritte bei dem Bemühen gemacht, sich ein festes korporatives Band zu schneiden, durch strikte Selbstevaluation die wissenschaftlichen Weltstandards zu erreichen und die kontingenten und ausschließlich finanzpolitisch bestimmten Anfänge in Vergessenheit geraten zu lassen. Inzwischen bildet die Leibnizgemeinschaft eine zwar immer noch schwache, aber doch markante Säule der deutschen Wissenschaftslandschaft, die sich auch um Vernetzung mit den Universitäten bemüht, so daß für ihre geisteswissenschaftlichen Institute mpg-ähnliche Argumente ins Feld geführt werden können.

Gleichwohl ist die WGL im Zuge der Föderalismusdiskussion und der damit zusammenhängenden Entflechtungsdebatte in die Diskussion geraten. Von Seiten des Bundes wurde zwar nicht die völlige Auflösung, aber doch eine drastische Reduktion der Zahl der Institute vorgeschlagen. Für die betroffenen Einrichtungen stünde dann eine Rückführung an die Universitäten in Aussicht. Kein erhebender Gedanke - trotz der gerade modisch gewordenen Überzeugung, man müsse einer „Zersplitterung der Kräfte“ vorbeugen und könne die oftmals fehlende Exzellenz der Universitäten durch Reintegration jener Außeruniversitären erwerben, die einstmals zur Exzellenzgewinnung ausgezogen waren.

Ein dritter Platz, an dem außeruniversitäre geisteswissenschaftliche Forschung siedelt, sind die deutschen Akademien. Die dort verwalteten und betreuten Langzeitvorhaben unterscheiden sich in vielfacher Weise von den bisher erwähnten geisteswissenschaftlichen Forschungseinrichtungen. Sie werden als Projektforschung geführt und durch das sog. „Akademienprogramm“ der Bund-Länder-Kommission für Forschungsförderung und Bildungsplanung finanziert. Allerdings läßt sich die Art der in den Vorhaben betriebenen Forschung - überwiegend: Editionen, Wörterbücher, Dokumentationen - nicht häufig mit der geläufigen Vorstellung von einem „Projekt“ vereinbaren. Das verhindern schon die enormen Laufzeiten mit vielfach fiktiven Befristungen.

Der Pseudoprojektcharakter, die quasi-hilfswissenschaftliche Orientierung (deshalb gern als „Grundlagenforschung“ bezeichnet,) und die letztlich (abgesehen von der Zeit) äußerst geringfügigen Aufwendungen für Ausstattung und Finanzierung sind die hervorstechenden Merkmale akademischer geisteswissenschaftlicher Forschung. Aus ihnen ist schwerlich abzuleiten, daß diese Forschung außerhalb der

Universität oder notwendig durch Akademien betrieben werden müßte. Das „Projekt“ Germania Sacra, die umfassende Beschreibung der Klöster und Kirchen auf deutschem Boden, würde als Akademienvorhaben, als langfristiges Institutsprojekt an einer Universität, als Spezialforschung in der WGL kein Aufsehen erregen. Tatsächlich handelt es sich um ein am Max Planck-Institut für Geschichte in Göttingen angesiedeltes Unternehmen. Ohne Mühe könnte man sich aber auch weitere alternative Träger von der DFG bis zu eigens gegründeten „Grundlagenzentren“ - vorstellen.

Sollte die vom Wissenschaftsrat empfohlene „Öffnung“ des Akademienprogramms für Antragsteller außerhalb der Akademien verwirklicht werden – ein Vorschlag, der mit einer deutlichen Aufstockung des Akademienprogramms verbunden sein müßte, wofür es allerdings keine Anzeichen gibt – dann würde sich die Union der Akademien zu einem die gegenwärtige (schon nicht geringfügige) Bedeutung erheblich übersteigenden Träger außeruniversitärer geisteswissenschaftlicher Forschung entwickeln können.

Aufs Ganze gesehen nur von geringer Bedeutung ist die geisteswissenschaftliche Forschung in den sog. geisteswissenschaftlichen Zentren, bei denen es sich wieder einmal um eine der politischen Wende von 1989 zu verdankende Erscheinung handelt. Der Versuch, diese Zentren, DFG-finanziert, universitätsnah, aber doch nicht „inneruniversitär“ einzurichten, muß als gescheitert angesehen werden. Statt der vorgeschlagenen Schaffung eines zukunftsfähigen, kräftigen nucleus außeruniversitärer geisteswissenschaftlicher Forschung, der seinen Sinn nicht aus dem Umstand bezogen hätte, daß Forschungsgegenstand und/oder Forschungsaufwand wenig bis gar nicht zur universitären Durchschnittsstruktur

passen, wurden kaum lebensfähige „interuniversitäre“ Einheiten gegründet, deren projektförmigen Befristungen sie von vornherein lähmen mußten.

Die Chance, mit solcher Gründung erstmalig universitäre Schwächen, die in der Entwicklungsgeschichte unserer hohen Schulen ihre Ursachen haben, zu kompensieren und damit einen ganz anderen „Sinn“ außeruniversitärer geisteswissenschaftlicher Forschung zu stiften, war verschenkt. Da die Förderung der DFG im Jahre 2007 ausläuft, wird Inzwischen in den „gastgebenden“ Ländern intensiv erwogen, die geisteswissenschaftlichen Zentren entweder an die Universität zurückzuführen oder ihnen anderwärts (z.B. an den Akademien) eine Heimstatt zu schaffen.

Mit dieser Aufzählung sind gleichsam nur die institutionalisierten „Cluster“ außeruniversitärer geisteswissenschaftlicher Forschung erfaßt. Über die Gesamtsumme hierher zu rechnender Forschungseinheiten ist damit nichts gesagt. Allein im Bereich der Historiographie gibt es nicht nur eine große Zahl kleinerer, inländischer, in einer eigenen Vereinigung zusammengefaßter Institute, sondern auch bedeutende, erst jüngst unter ein gemeinsames Dach gestellte, historische Institute im Ausland. Der Sinn dieser Einrichtungen ist evident ein anderer, offenkundig überhaupt nicht universitätsbezogener, als dies für die anderen Cluster außeruniversitärer geisteswissenschaftlicher Forschung festgestellt wurde. Bei den Auslandsinstituten stehen vorwiegend kulturpolitische, auf Selbstdarstellung und Verständigung zielende Absichten im Vordergrund, dahinter finden sich dann fallweise auch wissenschaftspolitische, auf Kooperation und Gemeinschaftsprojekte gerichtete Vorstellungen. Bei den kleinen und manchmal sehr kleinen, im Inland weit verstreuten Forschungsstätten handelt es sich durchweg um spezialisierte Einrichtungen, die ihren Sinn von den Trägern (z.B. die an Museen eingerichteten

Forschungsabteilungen) oder den örtlichen (z.B. heimatkundlichen) Gegebenheiten beziehen.

Der Überblick zeigt, daß die Frage nach dem Sinn außeruniversitärer geisteswissenschaftlicher Forschung nicht einheitlich zu beantworten ist. Teilweise ist es die (fehlende) Leistungskraft oder die traditionelle Funktion der Universität (Forschung UND Lehre), die das Motiv für die Gründung außeruniversitärer Einrichtungen lieferte. Teilweise spielten universitätsbezogene Gesichtspunkte überhaupt keine Rolle, sondern spezialisierte, fachliche, regionale, lokale oder politische Bedürfnisse gaben den Ausschlag.

Am interessantesten sind jene Gründungen, die mit Blick auf entwicklungsgeschichtlich bedingte Defizite der Universitäten veranlaßt wurden. Denn in ihnen steckt möglicherweise ein Wink für die Zukunft. In den letzten Jahrzehnten wurde nicht nur die naturwissenschaftliche Forschung an den Universitäten großflächig ausgedünnt. Die geisteswissenschaftliche Forschung ist extensiv verarmt und droht mangels bereitstehender Ausweichquartiere zum Erliegen zu kommen.

Die neuen BA-Studiengänge, in denen die Wissenschaftspolitik vornehmlich die Möglichkeit zur billigen Erhöhung der Ausbildungskapazität sieht, wird diese Entwicklung noch beschleunigen. In ihnen setzt sich – verstärkt durch die Konsequenz der vielbeklagten, oft sprachlich verhüllten („Solidarpakt“, „Qualitätspakt“) Sparmaßnahmen – die Transformation der Universität (und ihrer Lehrkörper!) in (fachhoch-) schulähnliche Unterrichtsstätten fort, in denen die berufsbezogene Ausbildung von 40% bis 50% eines Jahrgangs bewerkstelligt

werden muß, so daß weder Zeit noch Geld für traditionelle Forschungsfragen und das geduldige Suchen nach vorläufigen Antworten bleibt.

Wer glaubt, daß sich die Entwicklung in dieser Richtung fortsetzen wird, ist geradezu verpflichtet, nach kompensatorischer, außeruniversitärer geisteswissenschaftlicher Forschung Ausschau zu halten und gleichzeitig dafür Sorge zu tragen, daß daraus positive Rückkopplungseffekte an die Universitäten entstehen.

5. Vorschläge für eine aufgabenbezogene Reorganisation der Geisteswissenschaften

Aus den dargestellten wissenschaftstheoretischen Gründen, ihrem vorherrschenden Selbstverständnis und der unklaren Beziehung zwischen universitärer und außeruniversitärer geisteswissenschaftlicher Forschung ergibt sich für die Geisteswissenschaften das Erfordernis einer grundlegenden Reorganisation. Wo die Gefahr droht, an den Rand der wissenschaftlichen Entwicklung zu geraten, hilft nicht nur ein verändertes und gestärktes Selbstverständnis weiter; es bedarf auch organisatorischer Maßnahmen, um dieser Gefahr zu wehren. Dazu die folgenden Vorschläge.

5.1 Bestand und Erneuerung

- Forschung erschließt Neuland. Deshalb kann die Forschungsuniversität nicht in einem festen Bestand etablierter Fächer verharren. Bislang kamen neue Fächer oder Teilfächer in aller Regel zu schon bestehenden hinzu. Dies entspricht einerseits in dieser Form nicht der zunehmenden transdisziplinären Orientierung in den Wissenschaften, scheint andererseits aber auch politisch nicht mehr gewollt zu sein. Unter den Bedingungen stagnierender oder schrumpfender Etats muß Neues bezahlt werden, indem Altes gekürzt oder aufgegeben wird. In der politischen Debatte wird diese Zwangslage, in welche die staatliche Haushaltspolitik die Universitäten bringt, mit der Aufforderung zur Profilbildung sprachlich verhüllt. Von dieser Entwicklung sind auch die Geisteswissenschaften betroffen.
- Aufbau von Neuem durch Aufgabe von Bestehendem bedrängt die Geisteswissenschaften weit stärker als die Naturwissenschaften, weil in den Geisteswissenschaften neue Einsichten häufig frühere nicht überholen. So gehört zum Fortschritt in den Geisteswissenschaften der ständige Dialog mit Einsichten der Vergangenheit. Alter entwertet nicht; Aristoteles bleibt in der Philosophie als ein systematischer Zugang, Gegenwartsprobleme zu erörtern, stets gegenwärtig. Neues auf Kosten des Bestehenden an der Universität zu institutionalisieren,

kann deshalb in den Geisteswissenschaften mit der Zerstörung ihrer Grundlagen einhergehen. Dieses Problem läßt sich auch durch Profilbildung nicht lösen, wenngleich diese durchaus sinnvoll sein kann. Die Entscheidung darüber darf jedoch nicht nach Effizienzkriterien getroffen werden, die ausschließlich quantitativen Gesichtspunkten (Zahl der Studierenden, Höhe der Drittmittel ...) folgen. Die so genannten Kleinen Fächer an einigen wenigen Orten zu konzentrieren, kann diesen Fächern schaden und hätte für die Universitäten, die leer ausgehen, einen schweren Verlust für Forschung und Lehre zur Folge; im Dialog der geisteswissenschaftlichen Forschung und Lehre kann auf sie nicht verzichtet werden. Das muß bei der Bildung von Zentren, mit denen die Leistungskraft der so genannten Kleinen Fächer in der Lehre wie in der Forschung – Fähigkeit zu größeren fächer- und disziplinenübergreifenden Projekten trotz schmaler Personalausstattung – gestärkt werden kann, beachtet werden.

- Forschung führt zur Spezialisierung, doch die Lehre sollte dies in den Studien- und Prüfungsordnungen nicht unmittelbar abbilden. *Lehre aus Forschung* und *forschendes Lernen* verlangen nicht, jede Forschungsspezialität in der Lehre institutionell zu verankern. Die gesetzlich verfügte Neuordnung des Universitätsstudiums in drei aufeinander aufbauende Phasen mit je eigenen Abschlüssen – BA, MA und Promotion – sollte genutzt werden, die geisteswissenschaftlichen Studiengänge so zu reformieren, daß Grenzüberschreitungen des jeweiligen Fachs ermöglicht werden. Ziel sollte sein, in der Forschung das Gespräch und in der Studienorganisation die Kooperation mit denjenigen Fächern zu suchen, die arbeitsteilig fachlich und methodisch erweiternde Kompetenzen beisteuern können. Welche Fächer das sein werden, wird in den Universitäten unterschiedlich sein, je nach institutionellem Ausbau am jeweiligen Ort. Es wird zu *Spezialisierungen* kommen, die auf die spezifischen Möglichkeiten der einzelnen Universität zugeschnitten sind. Unverzichtbar ist dabei, neben dem Prinzip Lehre aus Forschung das Prinzip des forschenden Lernens beizubehalten und zu stärken, denn es befähigt zum lebenslangen Lernen. Im Studium zu lernen, sich mit ungelösten Problemen auseinanderzusetzen und nach ungewohnten Lösungen zu suchen, ist die beste

Berufsvorbereitung in einer Zeit, die überliefertes Wissen schneller als je zuvor entwertet. Wer zu forschendem Lernen nicht in der Lage ist, eignet sich nicht für ein Studium an der Universität.

- Die Leitlinie aller Studienreformen muß sein, ein Höchstmaß an Flexibilität für die konkrete Ausrichtung des Studiums zu eröffnen. Über die Vereinheitlichung von Studiengängen nach dem Bachelor- und Master-Modell darf keine inhaltliche Vereinheitlichung erfolgen. Einheitliche EU-Normen für die Lehrinhalte wären ein Hemmnis für die Universitäten, spezifische Schwerpunkte auszubilden, und für die Studierenden, ihr Studienprogramm variabel auf unterschiedliche Berufsfelder abzustimmen.

Im Zentrum eines Universitätsstudiums sollte schon in der BA-Phase die Schulung in den *methodischen Grundlagen* stehen. Das ist die wichtigste Mitgift der Absolventen geisteswissenschaftlicher Fächer, die nicht für bestimmte Berufsfelder ausbilden: methodische Schulung als Voraussetzung für eine allgemeine Problemlösungskompetenz auf der Grundlage wissenschaftlichen Denkens und der Kenntnis der dafür notwendigen fachspezifischen Verfahren. Damit läßt sich zugleich das universitäre BA-Studium von dem stärker berufsfeldbezogenen BA-Studium an der Fachhochschule abgrenzen. Eine klare Aufgabenteilung zwischen Universität und Fachhochschule, wie sie der Wissenschaftsrat empfohlen hatte, verbunden mit einer Verlagerung anwendungsbezogener Fächer und Studiengänge an die Fachschule, würde beiden Seiten nutzen.

- Für die Geisteswissenschaften (und nicht nur für sie) ist die heutige Personalstruktur der deutschen Universität ein historischer Ballast. Sie kennt nur 'Lehrlinge' und 'Direktoren' – Assistenten und Professoren. Dazwischen gibt es (fast) nichts. Wer den Sprung über diesen Graben nicht schafft, gilt als gescheitert und muß die Universität verlassen. Das ist unvernünftig, vernichtet Lebensentwürfe und vergeudet Ressourcen. Daß dies nicht so sein muß, lehrt die Vielfalt angesehener selbständiger Positionen unterhalb der Professur, über die britische Universitäten verfügen. Sie sind auf Lehre *und* Forschung ausgerichtet, ohne daß der Schritt zur Professur notwendig wäre. Wer nicht

Professor wird, ist nicht und gilt nicht als gescheitert. Mit der Juniorprofessur war ein Schritt in diese Richtung geplant, doch er ging nicht weit genug. Erforderlich ist hier keine kleine Korrektur, sondern ein radikaler Bruch, um die Universität auch in diesem Bereich endlich darauf einzustellen, daß sie seit langem ein Großbetrieb geworden ist, der eine stärker differenzierte Personalstruktur benötigt.

5.2 Exzellenzzentren an Universitäten

In den USA (auch in einigen europäischen Ländern) gibt es an jeder Universität, die etwas auf sich hält, ein *Institute for Advanced Study*, vornehme kleine Forschungseinheiten, in denen jenes nationen-, fach- und disziplinenübergreifende Gespräch gepflegt wird, aus dem die gedankliche Innovation entstehen kann. Der französische Romancier Michel Houellebecq hat diesem Gespräch den Erfolg der berühmten Kopenhagener Schule im Umkreis von Niels Bohr und seiner Nobelpreisschmiede zugeschrieben. In seinem Landhaus Tilsvilde empfing Niels Bohr "Wissenschaftler aus anderen Fachrichtungen, Politiker, Künstler; die Gespräche verliefen in zwanglosen Bahnen, von der Physik zur Philosophie, von der Geschichte zur Kunst, von der Religion zu Alltäglichem. Seit den Anfängen der griechischen Philosophie hatte es nichts Vergleichbares gegeben; in diesem außergewöhnlichen Kontext wurden in den Jahren 1925 bis 1927 die grundlegenden Begriffe der 'Kopenhagener Deutung' formuliert, die die bestehenden Kategorien Raum, Kausalität und Zeit weitgehend aufhoben".

Das ist eine ungefähre Beschreibung des Grundprinzips jener *Institutes for Advanced Study*, die hier vorgeschlagen werden. Dieses Prinzip beruht auf dem Dialog und kommt damit der Arbeitsweise der Geisteswissenschaften ideal entgegen. Wissenschaftler können sich – ganz oder teilweise freigestellt von anderen Verpflichtungen – Forschungen widmen, die das interdisziplinäre Gespräch, nicht jedoch aufwendige Projektstrukturen benötigen. Man tritt auf Zeit aus dem Alltagsgeschäft, nicht jedoch aus der Universität heraus. In Verbindung mit Promotionskollegs bleibt die Einheit von Forschung und Lehre erhalten; Nachwuchswissenschaftlergruppen könnten hinzukommen.

Die Absicht, Zeiten konzentrierter Forschung zu ermöglichen, teilen diese Zentren mit den Wissenschaftskollegs, die in Berlin und Delmenhorst bestehen, mit dem Bielefelder *Zentrum für interdisziplinäre Forschung* (ZiF) und dem *Max-Weber-Kolleg* in Erfurt. Frankreich verfügt mit den *Maisons des Sciences des Hommes* über solche Einrichtungen; in Stanford und Princeton haben die *Institutes for Advanced Studies* im Bereich der Geisteswissenschaften Weltruf erlangt; in Budapest und Bukarest suchen Institute wie das von Andrei Plesu gegründete *New Europe College* neue Eliten in den Ländern der Transition zu begründen. Die enge Einbindung in die Universität, gekoppelt mit der Einrichtung in Konkurrenz und auf Zeit, unterscheidet die vorgeschlagenen Zentren jedoch von allen anderen.

Angesichts des erhebliche Defizits, das im Bereich geisteswissenschaftlicher Gemeinschaftsforschung gegenüber den USA besteht, sollten mindestens zehn deutsche Universitäten in den Stand gesetzt werden, im Wettbewerb miteinander ein solches Zentrum auf Zeit – etwa zehn Jahre wären angemessen – einzuwerben. Es sollte ein Themen- und Methodenfeld umfassen, auf dem die Stärken der entsprechenden Universität liegen. Die Größenordnung sollte flexibel, der Antragsaufwand begrenzt sein. Für die Auswahl unter den Universitäten, die sich bewerben, und für die Finanzierung des Zentrums sollte die *Deutsche Forschungsgemeinschaft* zuständig sein; die *Alexander von Humboldt-Stiftung* (AvH) könnte helfen, die ausländischen Gäste zu gewinnen und zu betreuen; die Länder wären für die (klein zu haltende) Infrastruktur, der Bund für anfallende Baukosten zuständig.

Autoren:

Gethmann, Carl Friedrich, Philosophie, Professor für Philosophie an der Universität Duisburg-Essen, Direktor der Europäischen Akademie zur Erforschung von Folgen wissenschaftlich-technischer Entwicklungen Bad Neuenahr-Ahrweiler GmbH, Akademiemitglied seit 1998

Langewiesche, Dieter, Geschichte, ordentlicher Professor und Direktor der Abteilung für Neuere Geschichte der Universität Tübingen, Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften seit 1997

Mittelstraß, Jürgen, Philosophie, Direktor des Zentrums Philosophie und Wissenschaftstheorie der Universität Konstanz, Präsident der Academie Europaea, Wissenschaftliches Mitglied des Vorstandes der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Akademiemitglied seit 1993

Simon, Dieter, Rechtsgeschichte, Rechtstheorie, Geschäftsführender Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Akademiemitglied seit 1994

Stock, Günter, Physiologie, Mitglied des Vorstandes der Schering AG, Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften ab 2006, Akademiemitglied seit 1995

Impressum:

Herausgeber: Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

Redaktion: Manuela Kiehne, Gisela Lerch

Umschlag und Satz: Maria Herrlich, Berlin

Druck: Elch Graphics Digitale- und Printmedien GmbH Co. KG

Copyright: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berlin 2005

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers gestattet.